



# Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt  
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik  
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actienbruderei in Sulda.

Nr. 6.                      Sonntag den 8. Februar 1914.                      31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einpaltige Coloneizeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Ankündigungsanzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinfällig. Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Sulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochentander. — Sonntag Septuagesima. — Flügel an den Händen. — Ist die katholische Kirche unbuldsam. — Aus dem Kalender der Woche. — Wo ist das Glück. — Was man alles fertig bringen kann. — Hirtenreiben der Suldaer Bischofskonferenz. — Für die lieben Eritommunikanten.

### Wochentander.

- Sonntag, 8. Februar, Septuagesima. Johann v. Mattha.
- Montag, 9. Febr., Romuald, Abt; Apollonia, Jungfrau und Martyrin.
- Dienstag, 10. Febr., Scholastika, Jungfrau.
- Mittwoch, 11. Febr., Fest der Erscheinung der Mutter Gottes in Lourdes; Adolph, Bischof.
- Donnerstag, 12. Febr., Titus, Bischof.
- Freitag, 13. Febr., Gregor II., Papst.
- Samstag, 14. Febr., Valentinus, Bischof u. Mart.

### Sonntag Septuagesima.

Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberge.  
Evangelium Matth. 13, 1-16.

### Flügel an den Händen.

**A**uf dem Markte in Jerusalem standen zehntausende, verhungerte Gestalten umher. Auf ihren Gesichtern standen die Worte geschrieben: arbeitslos — brotlos. — Böhmlich leuchteten ihre Augen auf: Von der Höhe kam ein vornehmer Herr — Besitzer eines großen Landes, gutes und eines ausgedehnten Weinberges. „Was steht ihr da müßig?“ spricht er zu ihnen! „Geht in meinen Weinberg, und ich will euch geben, was recht ist.“

Anstatt aber dem Herrn zu danken, — daß er ihnen Verdienst und Brod gegeben, murkten die Arbeiter am Abend über ihn, weil sie nicht mehr bekamen, als ausbedungen war. Offenbar fehlte diesen unverschämten Männern der rechte Begriff von der Arbeit. Sie erblickten darin einzig und allein eine Erwerbquelle, eine Geldgrube. Das ist aber ein einseitiger und verkehrter Standpunkt. Du aber mein Freund mußt höher von der Arbeit denken, mußt „deinen Händen gleichsam Flügel anlegen.“

Und da ist der Gedankengang gut, durch Arbeit den Lebensunterhalt zu verdienen für dich und die Deinen. „Wir haben euch angetragen, schreibe der Apostel, „daß, wer nicht arbeiten will, auch nicht essen soll.“ Wir haben nämlich gehört, daß einige unter euch unruhig leben, nicht arbeiten, sondern unnütze Dinge treiben; solchen aber gebieten wir und beschwören sie im Herrn Jesus Christus, daß sie in der Stille arbeiten und ihr eigenes Brod essen.“ — Du siehst, wie energisch

der Apostel auftritt und mit welcher Entrüstung er diejenigen tadelt, die ein Schlaraffenleben führen. Jene sind also auf dem Holzweg, die dem Müßiggang fröhnen, obwohl sie gesund sind wie der Fisch im Wasser, und denen es nicht fehlt an Arbeitsgelegenheit, und die dann von der öffentlichen oder privaten Wohlthätigkeit zehren wie der Schmarotzer vom Baum. Selbstverständlich rede ich da nicht von jenen, die wegen Krankheit arbeitsunfähig sind, oder die täglich auf dem Arbeitsmarkt sich umsehen, aber nirgends angestellt werden; solche arme Opfer der Arbeitslosigkeit empfiehlt die christliche Caritas unserer Mildthätigkeit und Fürsorge.

Ich habe nicht notwendig zu arbeiten, höre ich den Rentner rufen; ich habe mein Schäflein im Trocknen und kann die Hände in den Schoß legen; wozu also mich plagen? — Aber wie niedrig denkst du von der Arbeit; du mußt dir Flügel anlegen: Die Arbeit ist nicht bloß eine Versorgung, sondern eine Verpflichtung. „Wie der Vogel zum Fliegen, so ist der Mensch geschaffen zur Arbeit.“ Erkenne aus diesem Worte der Schrift den Willen deines Schöpfers, daß du arbeitest. Es muß ja nicht immer gerade körperliche Arbeit sein, auch die geistige Arbeit ist eingerechnet; sie erheischt oft mehr Anstrengung als die körperliche. Die Art der Arbeit ist gleichgültig, aber zu irgend einer Arbeit mußt du dich verstehen. Gottlob gibt es vornehme und reiche Leute genug, die nach diesem Grundsatz handeln. Ich habe von fürstlichen Damen gehört, welche die Nadel zur Hand nehmen und an die Nähmaschine sich setzen, um eigenhändig den Armen Kleider zu machen. Das sind schöne Beispiele christlichen Sinnes und heiliger Auffassung.

Aber ich bin Fabrikarbeiter, sagst du, und habe eine einseitige, langweilige Beschäftigung. Und ich muß mit der Landwirtschaft mich abplagen, und ich muß die tauend Kleinigkeiten im Haus und Küche besorgen. — Ich leugne nicht, daß es Arbeiten gibt, so unangenehm wie die Brenneisen im Garten. Nimm Flügel und denke etwas höher und du wirst auch mit geringen und beschwerlichen Arbeiten dich verlohnen. Oder weißt du nicht, daß du schon in Adam gesündigt hast, und du selber einen Schwarm persönlicher Sünden begangen hast, und daß dafür eine Strafe in der Ordnung ist? Hat nicht schon im Paradies unser Herrgott die Arbeit als Strafe diktiert? „Weil du das getan hast“

sprach er zu Adam, „so sei die Erde verflucht und dein willkürlich; Dornen und Disteln soll sie dir tragen, und im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen.“ — Und noch einen Gedanken, der die Arbeit besüßelt, veredelt und vergoldet: Der Sohn Gottes hat auch gearbeitet. Ich erinnere mich an ein Bild, auf dem das Jesuskind dargestellt ist, wie es mit dem Besen die Stube ausweht. Und ihr alle habt gewiß schon Darstellungen der hl. Familie gesehen, auf denen der göttliche Knabe die Säule schwingt, um gemeinsam mit seinem Pflegevater einen Balken zu zerhacken: Der Herr des Himmels der seine milde Hand aufstut und allen Geschöpfen den Tisch deckt, er hat im Schweiß seines Angesichts das tägliche Brod sich verdient, weil er in der Arbeit ein Gebot seines Vaters erkannte, weil er durch die Arbeit der Nachwelt ein Beispiel geben wollte.

Unzähligen hat dieser Gedanke die Hände besüßelt, daß sie auch die geringste Arbeit freudig anfaßten. In der Lebensgeschichte des hl. Franz Xaver las ich, daß man ihm einen Diener mitgeben wollte auf die Reise nach Indien, der ihm die Kleider reinigen, die Schuhe putzen, die Speisen austragen und für seine kleinen Bedürfnisse sorgen sollte. Auf dieses Anerbieten hatte der Heilige folgende denkwürdige Antwort: so lange ich zwei Hände habe, brauche ich keinen Diener; ich hoffe, mich und andere zu bedienen, ohne deshalb meiner Würde etwas zu vergeben.

Ja nimm Flügel an deine Hände und laß dich von ihnen bis zum Himmel tragen. Geschieht die Arbeit im rechten Geist, so trägt sie uns nicht bloß den Lohn irdischen Lohnes, sondern auch den Zins der ewigen Seligkeit. Ein jeder jagt der Apostel, wird sein Lohn empfangen gemäß seiner Arbeit. — Allerdings darfst du es dann bei der Arbeit nicht machen wie jener Schmied, von dem im Leben der hl. Ludgard erzählt wird, er war ein fleißiger, gesunder und schaffenslustiger Mann; wenn er aber das Eisen im Feuer drehte und mit dem Hammer darauf schlug, daß die Funken stoben, dann tat er bisweilen einen trätigen Fluch. Nach seinem Tode wurde der hl. Ludgard geoffenbart, daß der Mann nicht in den Himmel gekommen sei, da er sich mit seinem Fluchen einen Himmelsriegel geschmiedet habe! — Mit Geduld also, mit emsiger Freudigkeit, mit einem Ausblick nach oben, so mußt du deine Arbeiten verrichten — wie einer der nicht für die Menschen schafft, sondern für Gott. So wirst du deine Arbeiten als Quartiermacher in das Jenseits vorausschicken und

Inmal zu denen gehören, von denen die geheime Offenbarung sagt: „Von nun an, spricht der Geist, sollen sie aufruhren von ihren Mähen, denn ihre Werke folgen ihnen nach.“ (14. 13)

Der Burgpfarrer.

### Ist die katholische Kirche unduldsam?

1.

Das ist das einzige, was ein Herz so ganz begeistern kann auf dieser Erde: Christus, der Herr, und seine eine, heilige, katholische und apostolische Kirche, hat ein großer Prediger gesagt. Sein Wort wird von Freund und Feind als wahr bestätigt. Die Freunde lieben infolgedessen die Kirche und opfern sich im Notfall für sie auf. Die Feinde der Kirche fühlen wohl deren Erhabenheit und ehrfurchtgebietende Erscheinung. Aber statt sich ihr zu unterwerfen, gehen sie einen anderen Weg: sie verleumdete sie und werten mit Schmutz nach ihr.

So kann man es heute oft hören und lesen, die katholische Kirche sei unduldsam, intolerant. Nur ihre Lehren lasse sie gelten und alle anderen brandmarke sie als falsch und verwerflich, wo sie die Gewalt habe, mit allerlei Schikanen, ja, mit Feuer und Schwert. Dann werden so allerlei Geschichten erzählt, wie Katholiken in Spanien oder in Südamerika unduldsam gewesen seien und dort dem oder jenem gerechten Manne das Leben teuer gemacht hätten.

Wie steht es damit?

Als du auf der Schulbank sahest, hast du auch die große Kunst des Einmaleins gelernt. Da hieß es: 3 mal 3 ist 9. Weder 8 war recht, noch 10, sondern gerade ausgerechnet 9. Und wenn du anderer Ansicht warst, so kam der Herr Lehrer mit dem Stock und war unduldsam genug, dir deinen Aberglauben auszutreiben. Du wirst damals auch entrüstet gewesen sein über den intoleranten Mann. Heute bist du froh, daß er dir das Einmaleins beigebracht hat.

So ist die Kirche die Lehrerin der Völker. Christus hat sie dazu bestimmt. Er hat den Aposteln den Auftrag gegeben: „Geht hin in alle Welt und lehret alle Völker . . . und lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe.“ Sie muß also wissen, was ihr Meister ihr befohlen hat. Sie muß sagen können: Das allein ist Wahrheit. Wer anders glaubt, irrt.

Inwiefern ist die Kirche wirklich unduldsam. Aber kann sie anders handeln? Sie kann doch, was schwarz ist, nicht weiß; was falsch ist, nicht wahr nennen. Wie das Licht die Finsternis nicht duldet, so muß die Kirche den Irrtum bekämpfen. Wenn sie der Wahrheit zum Sieg zu verhelfen sucht, so tut sie nur, was Christus getan, und was heute jeder aufrichtige Gelehrte tut.

So ist der Vater unduldsam gegen die Unarten seines Kindes und straft sie. Der Staat ist unduldsam gegen die Verbrechen und sucht sie auszurotten. So muß auch die Kirche das Recht haben, Lüge Lüge und Unrecht Unrecht zu nennen.

Aber man muß unterscheiden zwischen dem Irrtum und dem Irrenden, der falschen Lehre und dem, der sie glaubt. Gott haßt die Sünde, aber er liebt die Sünder. So sagt der hl. Augustinus: „Vernichtet die Irrtümer! Liebet die Irrenden!“ Nach dieser Regel hat die Kirche stets gehandelt. Den Irrtum hat sie verfolgt bis in seine letzten Schlupfwinkel. Gegen die irrenden Menschen war sie duldsam und suchte sie für die Wahrheit zu gewinnen.

Drei Dinge mußt du nach ihrer Lehre den Irrenden entgegen bringen:

Achtung. Du brauchst von einem Sozialisten, einem Protestanten nicht dein Heiliges verpöten zu lassen. Aber dich, fremde Ueberzeugung zu verächtlichen und ohne Grund anzuzweifeln!

Gerechtigkeit. Daß jemand anderen Glaubens ist wie du, gibt dir kein Recht, ihn zu benachteiligen und zu verkürzen. Unrecht tut doppelt weh, wenn man merkt, es werde einem seiner Religion wegen angetan.

Liebe. Jeder Mensch ist dein Bruder, mag er auch im Glauben von dir getrennt sein. Auch wenn dein Bruder irrt, höre er nicht auf, dein Bruder: sein und schließt sich nicht von deiner Liebe aus.

### Aus dem Kalender der Woche.

Die hl. Apollonia † 249.

(9. Februar.)

Diese Heilige wird oft von solchen, welche an Zahnweh leiden, um ihre Fürbitte angerufen. Solches kommt daher, weil die Jungfrau Apollonia bei einer Christenverfolgung in Alexandria so in das Gesicht geschlagen wurde, daß sie alle Zähne verlor. Dann wurde sie zur Stadt hinausgeführt, ein großes Feuer angezündet und ihr gedroht, daß sie hineingeworfen werde, wenn sie den Christengott nicht lästere.

Apollonia begehrte eine Weile Bedenkzeit, um freien Gebrauch der Glieder zu bekommen. Widriglich lief sie ganz freiwillig in das Feuer, offenbar durch den Antrieb des hl. Geistes, damit die Heiden sähen, wie mutig und entschlossen der Christ auch in den Feuertod geht für seinen Herrn. Solches Beispiel des freiwillig beschleunigten Todes darf jedoch nicht nachgeahmt werden, weil die hl. Apollonia, nur durch eine besondere göttliche Eingebung aufgefordert, dies getan hat. Mit Vertrauen können wir sie anrufen bei Zahnweh, wir dürfen nämlich annehmen, daß ein Heiliger, welcher eine besondere Marter ausgestanden hat, gerade besonderes Mitleid mit solchen Menschen haben werde, welche etwas Ähnliches leiden müssen. Deshalb werden sie auch recht kräftig für solche Leidende bitten, wenn diese viel ihre Fürbitte anrufen.

(Nach Alban Stolz, Legende.)

### Wo ist das Glück?

Skizze aus dem Leben.

Die Hyazinten blühten am Fenstersims, der Vogel Hansi zwitscherte und die Kinder lachten.

„Fertig!“ Frau Hansen steckte die Nähnadel in das weiße, hüblische Kissen, das klein Vieschen für Mutters Nadeln zusammengestochert hatte.

Vieschen und Fränzchen kamen sofort herbeigetrippelt.

„Schön!“ sagte das fünfjährige Mädchen und blickte mit Rennerblicken auf die weiße Seidenrobe, an der ihr Mütterchen zwei Tage und zwei Nächte lang fast ununterbrochen genäht hatte.

Fränzchen sah gleichfalls bewundernd auf das schimmernde Feentleid, aber es fiel ihm nicht ein, mit seinen dicken Patschhändchen danach zu langen. Mutters Arbeit! Ein Ding, das Ehrfurcht erweckte und unantastbar war. Selbst das Kleinste in Wagen, das sonst nach allem griff, was in seinen Bereich kam, hatte davor Respekt. Frau Hansen hielt ihre in guter Zucht mit treuer, fester Mutterhand.

„Mein liebes gutes Mütterlein,“ sagte Fränzchen, als die gefährliche Robe wohlverpackt im Karton ruhte.

Und dann kam, was nach solcher stark betonten Anrede immer zu folgen pflegte: Fränzchen legte die dicken Arme um Mutters Hals, küßte ihre blaffen Wangen mit besonderem Eifer — denn er hatte das Küßen erst mit vieler Mühe und nach zahllosen mißglückten Versuchen nötdrängtig erlernt — und fragte ernsthaft:

„War das ein Kuß?“

„Das war ein Kuß!“ antwortete die Mutter ebenso ernsthaft, und dann küßte sie selbst Fränzchen auf seine beiden roten Wangeln.

Fränzchen lachte, Vieschen lachte und das Kleinste lächelte vor Vergnügen. Da lachte auch die totmüde Mutter . . .

„Na, immer lustig, ihr Trabanten?“ Die Nachbarin, die auf die Kinder in Frau Hansens Abwesenheit acht haben sollte, trat ein. Sie hob vorsichtig den Deckel von dem Karton und stieß beim Anblick des weißen Kleides einen Ruf der Freude aus.

„Ah, ist das aber schön! Ja, die reichen Leute!“ Und seufzend schloß sie wieder den Deckel. Sie war ein altes, verblähtes Mädchen, das wenig vom Leben hatte.

Auch Frau Hansen seufzt, während sie sich ankleidet.

„Der eine hat alles und der andere nichts. So'ne teine, junge Frau! Im Geld kann die nur so wählen. Der Mann trägt sie auf Händen. Alles kauft er ihr, was sie mag. Und ich?“

Die Näherin denkt ihrer langen, entbehrungsreichen Witwenzeit. Nichts, nichts als Arbeit. Kein bißchen Vergnügen, keine Erfrischung, kein Fest. O, Jerum!

„Gib mir noch einen Kuß,“ wünscht Fränzchen. „Komm gut heim, mein liebes Mütterchen,“ flüsternte Vieschen an ihrem Halse.

Das alte Mädchen schludt ein wenig, dann sagt es mit verschleierter Stimme: Und die Kinderchen? Sind die etwa nichts? . . .

Frau Hansen ging, nachdem sie den Kindern Butterbrote gestrichen und der Nachbarin Verhaltensmaßregeln bezüglich des Kleinen gegeben hatte. Sie sprang nur so die Treppen hinab, denn es war höchste Zeit. Eben hielt die Straßenbahn, die sie benutzen mußte. Schnell hinauf! War das ein Glück, daß sie die noch erreichte! Um 5 verkehrte hier nur alle zehn Minuten. Und die Gnädige wollte zum Ball . . .

Ja, die Kinder! Wenn sie die nicht gehabt hätten! Wie hatte der freundliche Arzt gesagt, als sie im ersten Schmerz um ihren Mann fast zusammengebrochen war? „Das sind noch Werte!“

Ja, das waren Werte. Die Mutter hatte an ihnen, den zarten, hilflosen Weien, Halt und Stütze gefunden. Für sie hatte sie den Kampf ums Leben aufgenommen und hatte gesiegt. Jetzt war sie eine gesuchte Schneiderin; sie besaß einen ihr zuagenden Verus und konnte den Kindern Nahrung und Kleidung verschaffen.

Eigentlich ist so ein arbeitsreiches Leben auch schön. Schon der tiefe, ruhige, friedvolle Schlaf nach des Tages Arbeit! Und dann: jedes Kleidchen, das man den Kindern kauft, jedes Stückchen Sauerkraut, jeder Bissen Brot — selbst verdient! Welch stolzes Bewußtsein! Man ist Hausvorstand, hat alles zu bestimmen, alles einzuteilen, für jegliches zu sorgen. Die Kinder blicken zu einem auf; der Wille der Mutter allein entscheidet. Es ist ja schwer für eine zarte Frau, die sich immer zu hingebend der sicheren Führung des Mannes anvertraut hat.

Ja, aber es ist doch schön und gut, wenn man, von der eisernen Notwendigkeit gezwungen, fest steht auf eigenen Füßen und nicht zusammenbricht. Wie zuvorkommend sind die Kinder, wie sicher wissen sie sich in der Mutter Schutz. Es ist doch schön! „Mollenmarkt!“ ruft der Schaffner.

Frau Hansen erweist schnell den Karton, den sie in Gedanken neben sich hingestellt hat, und springt ab. Dann blickt sie auf ihre kleine, schwarze Uhr . . . „Gott sei Dank, erst fünf!“ Jetzt hastet sie die Straße hinunter; schnell links einbiegen, und nun noch ein paar Häuser. Unwillkürlich hält sie inne.

Wie schön ist es hier! Diese Prachtbauten rechts und links. Und diese großen Vor- und Seitengärten! Da weht schon eine ganz andere Luft als im Armenleutenviertel. Freilich: keine Fabriken und viele Anlaen!

Ein tiefer Seufzer hebt die Brust Frau Hansens, als sie an der Klingel an einem großen vornehmen Hause zieht . . . Wer es auch so haben könnte! Die Reichen haben doch jeden Tag Festtag. Denen hängt immer der Himmel voll Geigen. „Und ich?“ fragt sie nach alter Gewohnheit Vergleiche ziehend zwischen sich und andern. Das hat ihr Mann immer an ihr geabelt, aber sie kann nicht davon lassen.

„Zu wem wagen Sie?“ fragt der Portier ein wenig hochmüthig.

„Zu Frau von Lainor“, antwortete sie schüchtern. „Dort die Lieferantentreppe,“ brummt der Mann, und erdtönd geht die Näherin durch den Durchgang nach der anderen Treppe. Daß sie das nicht selber weiß! Bei den Reichen ist alles geregelt und geschieden.

Oh, diese Treppe sieht nun wieder ganz anders aus als die Brachttreppe vorn. Dort weißer Marmor, rote Samtstieppe und glänzende Messingstangen — hier holprige, schwarze, ausgebreitete Stufen. Die Rehrseite!

Eigentlich ist der Aufgang in ihrem Hause noch schöner als die er. Die Treppen und Abzüge werden von den Partien selbst blank geschuert, und immer sieht es blithjauber aus. Einer will es stets dem anderen an Keuschheit zuvor tun; es sind im Grunde meist liebe Leute und gute, hilfsbereite Nachbarn.

Frau Hansen hat zerstreut eine falsche Glocke gezogen.

„Was wollen Sie?“ herrscht ein natowettes Stubenmädchen sie an, das mißmüthig einen Spalt der Türe öffnet.

„Verzeihen Sie; wo wohnt Frau von Lainor?“

„Weiß ich nicht, fragen Sie den Hauswirt! Ich kann nicht alle Partien im Hause kennen.“ Schwupp steigt die Türe zu.

Die Näherin schüttelt den Kopf. Hier wohnen doch nur vier Partien. Und eine weiß nichts von der anderen!

Sie steigt höher. Richtig: hier im zweiten Stock hängt ein zierliches Täfelchen: Ernst von Lainor. Hastig zieht Frau Hansen an der Glocke. Man öffnet ihr nicht sogleich. Endlich kommt ein junges Hausmädchen und läßt sie ein. Das Mädchen hat einen puterroten Kopf und ist augenscheinlich verwirrt. Aus den Innenräumen tönen laute Stimmen.

„Ja . . . ja, das Kleid. Treten Sie nur da ein, bitte. Die Gnädige kommt gleich. Ich . . . ich kann es ihr jetzt nicht sagen . . . sie ist . . . ihm, beschäftigt.“ Das Mädchen verschwindet.

Womit die Gnädige beschäftigt ist, das hört die Näherin sofort, denn das unvorsichtige Hausmädchen hat sie in den Salon geführt, der unmittelbar an das Kinderzimmer stößt, in welchem sich offenbar die Familie versammelt hat.

Klatsch, klatsch, klatsch! — Dazwischen ein Indianergeheul, das, der Stimme nach, ein etwa fünfjähriges Mädchen ausführt.

Frau Hansen denkt, sie muß so alt wie mein Lieschen sein! Und in ihre Stirne gräbt sich eine Amnestsalte.

„Ich bitte dich, Kena, hör auf!“ spricht eine gereizte Männerstimme. „Du hättest nicht heiraten sollen, du verstehst nicht, ein Kind zu erziehen . . . Sei still Unalückswurm! Du verdienst noch mehr Prügel. Aber jetzt gerade war es ein schlecht gewählter Augenblick, dir alle deine Vorbehalten beimzuzahlen . . . Ich kann nicht arbeiten, Kena, mir fehlt alle geistige Ruhe. Ihr richtet mich zugrunde, ihr! Ich bin der Unalücklichste von euch allen, ich allein! . . . N n heulst auch du, Kena. Du weißt es doch, ich kann Weibertränen nicht aushalten . . . Beherrsche dich Frau! Wir müssen auf den Ball. Soll man uns das Elend von der Stirne ablesen?“ O, o, o! Wäre ich noch hier hätte ich doch niemals geheiratet. Welch ein Leben, welche Hölle!“

Das Kind hört zu weinen auf, aber die Frau schluchzt. „Was soll ich denn nur machen? Die Kinder sind so böse. Ich verstehe es eben nicht, sie zu erziehen. Und du du bist so lieblos so hart.“

„Schweige!“ donnert der Mann. Ich bin es erst durch dich geworden. Eine hohle, eidle, Puppe bist du. Dir fehlt aller Ernst, sonst hättest du schon irrend einen Wandel geschafft. Du und deine Kinder: ihr kennt den Ernst des Lebens nicht!“

Frau Hansen will das Zimmer verlassen. Zu Tode erschrocken hat sie den Streit mit angehört; sie vermochte sich nicht vom Plaze zu rühren. Jetzt aber: nur fort!

Da öffnet sich die Türe, und eine junge Frau mit rotgeweineten Augen hastet herein, wirft sich weinend in einen Stuhl. Sie sieht die Näherin nicht, der sich bei diesem Anblick das Herz im Leibe zusammenkrampft.

Der Kronleuchter strahlt in weißem Licht. Ringsum prochtvolle Möbel aus schwarzem Ebenholz mit Perlmutter einselegt. Glänzende Spiegel, reich anzückende Nipsachen. Und dort in dem weichen Plüschfessel: die arme junge Frau. Daneben in einem künstlerisch ausgestatteten, gewiß wunderhüben Kinderzimmer das — Kind . . . O, und der unglückliche Mann! Warum denn eigentlich? Sie können alles doch so hümmlich schön haben! Ja warum?!

Frau Hansen reißt sich zusammen. So geht das doch nicht. Hier den Schmerz der armen, reichen Frau zu belauschen — das ist ganz aarzig!

„Gnädige Frau,“ sagt sie mit ersticker Stimme. „das Kleid . . .“

Die junge Frau schrickt zusammen und wird glührot. Dann trocknet sie hastig die Tränen und steht auf. Sie sagt auch einige lobende Worte, als Frau Hansen ihr das duftige Staatskleid zeigt, und läßt sich geduldig von ihr ankleiden. Aber sie weiß: diese armlielige Näherin, auf die sie sonst so hochmüthig herabblüht, hat alles mit angehört, kennt ihr Elend ihre Schmach . . .

„Das Kleid sitzt wundervoll,“ sagt Frau Hansen wie zum Trost.

Und unter ihrer weichen, mitleidvollen Stimme löst sich etwas in dem Herzen der stolzen, schönen Dame, die wirklich herrlich und künstlich in der weißen Seidenpracht vor ihr steht.

„Ach, Frau Hansen,“ sagt sie leise und eine helle Träne tropft auf die starrende Seide, „ich bin so unalücklich! Der Mann, die Kinder . . . ach, ich weiß nicht, was ich soll!“ Sie fährt mit dem weißen Spitzenhaubentuch über die Augen.

Jetzt spricht Mensch zu Mensch. Alle Rangunterschiede sind verschwunden. Auch die Näherin sieht nicht mehr den Gang und die Fülle um sich — sie fragt nicht mehr: Und ich? Nur Mitleid empfindet sie, tiefes Mitleid.

„Das wird noch alles anders, gnädige Frau,“ spricht sie, aber sie glaubt selbst nicht recht an die eigenen Worte. Und dann: „Haben gnädige Frau noch mehr Kinderchen?“

„Nur noch eins, o Gott, ein armes, geistig zurückgebliebenes Kind. Es ist schon sieben Jahre alt und kann noch nicht sprechen.“

Sieben Jahre! denkt die Näherin entschuldigt und Fränzchen ist noch nicht drei, und sagt schon alles!

„Es ist taubstumm,“ fährt die unalückliche Mutter fort. „Zwar ist ja noch Hoffnung vorhanden, daß es bei richtiger Behandlung sprechen lernt, aber erst nach Jahren.“

Frau Hansen drängt tapfer die Tränen zurück. „Nicht verzagen gnädige Frau, der liebe Gott hilft jedem.“

Dann küßt sie der Ärmsten die Hand, obwohl sie das sonst bei ihren Kundinnen nicht zu tun gewohnt ist . . .

Als die arme Näherin die Straße betritt, umfängt sie die raube Luft eines Winterabends. Wie einen böien Alp schüttelt sie die Erinnerung an das eben Erlebte von sich.

Nur heim! heim! Zu den guten, den lieben, den getunden wohlgerateten Kinderchen! Welch ein Gottesseggen sind diese kleinen holden stets lachenden Kinder! Sie wachsen auf, so einfach, ohne Schwermüthigkeiten, blühen und schön wie die Aelien auf dem Felde. Daß etwas Nichtes aus ihnen wird, daran zweifelt sie nicht einmal. Sie sehen ja den Fleiß der Mutter, sie lernen schon früh den Wert und den Segen der Arbeit kennen. Es kann gar nicht ausbleiben: sie werden einst gute, rechtlichaffene Menschen, die ihrer Mutter das Leben schön machen und ihre Mühe lohnen.

„Was bin ich doch für eine glückliche Frau!“ flüstert Frau Hansen mit glühenden Wangen, als sie an ihrem Fenster im dritten Stock den trauten Lampenschein wahrnimmt.

Wie ein junges Mädchen springt sie die Treppe hinauf.

„Lieschen! Fränzchen! Klein Männchen!“ Und es regnet heiße, seltsame Mutterlächel auf die erregte kleine Gesellschaft. Dann erregt die Frau die Händchen ihrer „Großen“ und macht einen „Kreis“. Und zum höchsten Erstaunen der Nachbarin, die solche Fröhlichkeit an ihr nicht gewohnt ist, singt sie übermüthig:

Dud, dud, ihr lieben Hühnerchen,  
Nun bin ich wieder da!

Fränzchen und Lieschen jubeln, das Kleine in der Wiege kräht. Die Nachbarin lacht. Der Bozel Hansi beginnt schatrunken zu zwitschern. Die Lampe locht gemüthlich. Und die Hyazinthen am Fenster Sims duften. . .

### Was man alles fertig bringen kann.

Ein alter französischer General, der sich das Fluchen angewöhnt hatte, wurde von der Gicht befallen und erbat sich eine barmherzige Schwester zur Pflege. Raum war diese angekommen, da bekam der General einen schmerzlichen Gichtanfall und stieß einen juchtbaren Fluch aus, sodaß die gute Schwester fast umgefallen wäre vor Schrecken. Sie machte ihm nun Vorwürfe über sein abscheuliches Fluchen, aber der General sagte: „Was wollen sie, Schwester? Sie haben wohl recht, es ist abscheulich, aber ich bin leider schon so lange daran gewöhnt, daß ich mir's unmöglich abewöhnen kann.“ „Et, was“, erregnete die Schwester, „für einen braven Christen ist das, was Gott von ihm verlangt, nicht unmöglich; wenn sie das Fluchen endlich sich abewöhnen wollen, verspreche ich ihnen, daß sie es zuwege bringen. Wollen sie?“ „Aretlich will ich“, antwortete der General. „Woblan so geben sie mir ihr Ehrenwort, daß sie sich den Vorschriften, die ich ihnen geben werde, unterwerfen.“ Der General gab sein Wort und die Schwester sagte ihm nun: „So ist sie einen Fluch ausstößen, geben sie mir 5 Franken (4 Mark) für die Armen.“ „Was?“ rief der General aus, „wenn ich für jeden Fluch 5 Franken zahlen soll, dann komme ich an den Bettelstab.“ Allein er mochte protestieren und bitten, wie er wollte — die Schwester antwortete einfach: „Sie haben mir ihr Wort gegeben und ich bestehe darauf.“

Richtig es verging kaum eine halbe Stunde, da bekam der General einen neuen Gichtanfall und eine neue Klut von Fluchworten kam über seine Lippen. Aber schon stand die Schwester an seinem Rehnstuhl und verlangte die fünf Franken. Szuwend gab ihr der General das Geld und brummte: „Alle Wetter, ich muß mich besser zusammennehmen, sonst werde ich ein armer Mann.“ An diesem Tag fluchte der General nur noch einmal und mitten drin hielt er inne, sodaß er der Fluch nur halb aussprach; aber es half nichts er mußte bezahlen. In den nächsten Tagen kam nur noch einige Mal ein Fluch über seine Lippen und so war er für 40 bis 50 Franken von seiner schwer schwer sündhaften Gewohnheit geheilt, die abzulegen er für unmöglich gehalten hatte. Bald darauf brichtete er reumüthig und von da an hat er die ganze Zeit seines übrigen Lebens auch nicht ein einziges Mal mehr geflucht.

Dazu eine Bemerkung über das Fluchen.

Wenn wir einen Fremden hören, der französisch spricht, so denken wir, der kommt aus Frankreich und werde wohl auch dahin wieder zurückkehren, denn dort spricht man so. Wo wird nun die Sprache des Fluchens gesprochen? Im Himmel nicht, wohl aber in der Hölle, denn die Verdammten fluchen und lästern Gott unaufhörlich. Welchen Sprache führt also derjenige der flucht, und wohin wird er einmal kommen, wenn er ohne Bekehrung stirbt? Es ist gar nicht so selten, daß Gewohnheitsflucher schon nahe dem Sterben noch fluchen und satramentieren.

Schauerlich! O abscheuliche Menschenzunge, die nicht müde wird, Gott, unteren größten Wohlthäter, zu lästern, zu beschimpfen, denjenige der uns ewig selig machen oder ewig verdammten kann. Fluchen und Satramentieren ist Wahnsinn.

# Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

## Hirtenschreiben der Suldaer Bischofskonferenz.

(Fortsetzung)

2. Ihr wisst, Geliebte, daß die Ehe nicht nur ein Privatvertrag zwischen zwei Menschen ist, nicht nur eine wichtige bürgerliche Einrichtung, sondern ein Lebensbund, den der allmächtige Gott zugleich mit Erschaffung des Menschen gestiftet, den er schon im Paradiese gesegnet und mit seiner Schöpferkraft befruchtet hat. Diesen Lebensbund hat Jesus Christus in seiner Kirche zur Würde eines Sacramentes erhoben. Es ist nun nach des Apostels Wort ein großes Geheimnis, aber in Christus und in der Kirche (Eph. 5, 32), selber ein Abbild der wunderbaren Vereinigung des Gottmenschen mit seiner Kirche.

Das aber ist der Hauptzweck der Ehe: durch unauflösbare Lebens- und Liebesgemeinschaft der beiden Gatten eine Familie zu gründen, Kindern das Leben zu schenken, die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes, den Fortbestand der Kirche und des Staates zu sichern.

Die Kinder sind die Edelreucht des geheimnisvollen Zusammenwirkens der Eltern mit dem Schöpferwillen Gottes. Sie sind Pfänder der Liebe, die Ehre, Freude und Hoffnung der Familie, und, sobald sie die Taufe empfangen: haben, sind sie Kinder Gottes, Lieblinge Jesu, Gnadenkinder, Segenskinder, Erben des ewigen Lebens (1. Petr. 3, 22). Aber freilich, sie sind und bleiben immer auch Sorgenkinder. Im Wehen wird das Kind zur Welt geboren, im Wehen wird es groß gezogen. Ein jedes zehrt von Leben und am Leben der Eltern und beansprucht ein volles Maß von Sorgen, Mühen und Opfern, von Nachtwachen und Tränen, von Liebe und Gebet.

Welche Sorgenlast bedeutet namentlich heutzutage eine größere Kinderzahl! Wie mögen da die armen Eltern oft bange fragen: Woher werden wir Brot kaufen, daß diese zu essen haben? Schwer ist es, in dieser Welt der Aergernisse ein Kind gut zu erziehen; schwer, für jedes Arbeit, Beruf, Versorgung zu finden.

Gewiß, das sind große und ernste Sorgen, aber der gläubige Christ weiß sie zu tragen. Eltern, die mit Gott und vor Gott ihren Ehebund eingegangen haben, und ihren Ehestand heilig halten, sind vollberechtigt, wenn die Kinderzahl sich vermehrt, ihre Sorgen an den Herrn zu werfen, denn er sorgt für sie (1. Kor. 13, 8) und das Sacrament, das sie empfangen haben, verbürgt und vermittelt ihnen übernatürliche Stärke und Opferkraft zur Erfüllung ihrer Pflichten. Gläubige Eheleute wissen auch wohl, daß das hl. Meßopfer und die oftmalige heilige Kommunion das beste Mittel ist, um die Gnade des Sacramentes zu beharren.

Es gibt aber auch zu allen Zeiten einzelne Ehegatten, denen die Gnade von oben den Geist der Entsagung einflößt, so daß sie sich nicht etwa aus übertriebener Sorge oder aus Mangel an Gottvertrauen, oder aus Furcht vor Opfern, sondern aus edlen Beweggründen, auf Grund gewissenhafter Ueberlegung und freiwilliger Vereinbarung zeitweise oder für immer des ehelichen Umgangs enthalten. Solche Entsagung kann unter Umständen sogar Pflicht werden, namentlich wo es gilt, Leben und Gesundheit der Frau nicht zu gefährden. Denn wie Brüder und Schwestern in solcher Enthaltensamkeit zusammenzuleben, ist allerdings eine schwere Pflicht, aber heilige Gottesfurcht und wahre Liebe wird sie entschlossen auf sich nehmen und auch zu ihrer Erfüllung wird das Sacrament die Kraft von oben geben. Leicht wird diese Pflicht denen werden, die oftmals in der hl. Kommunion das Brot der Stärken genießen.

Schwere Sünde aber ist es, die Vermehrung der Kinderzahl dadurch verhüten zu wollen, daß man die Ehe zu bloßer Lust mißbraucht und dabei mit Wissen und Willen ihren Hauptzweck vereitelt. Das ist schwere Sünde, sehr schwere Sünde, mit welcher Mittelz und auf welche Weise immer es geschehen mag. Keine Not kann so drückend, kein Vorteil so groß, keine Macht der Begierde so zwingend sein, daß dadurch eine solche Verletzung des natürlichen, göttlichen Sittengesetzes gerechtfertigt würde. Die ungläubige Welt mag das als Klugheit und Lebensweisheit anpreisen, aber auch hier trifft das Wort des Apostels Jakobus zu: Das ist keine Weisheit, die von oben kommt, sondern irdische, sinnliche, teuflische Weisheit (Jak. 3, 15); ja, es ist so recht eine

Erfindung des Teufels, des Menschenmörders von Anbeginn, wie der Heiland ihn nennt (Joh. 8, 44).

Wehe den Eheleuten, die sich mit ihm einlassen, die nach dem Wort des Propheten einen Bund schließen mit dem Tode und einen Vertrag eingehen mit der Hölle (Hl. 28, 15). An ihnen wird wahr das Psalmwort: sie haben den Fluch geliebt, und der Fluch wird über sie kommen; sie haben den Segen von sich gewiesen, und der Segen wird ihnen fern bleiben; sie haben den Fluch umgetan wie ein Gewand und er ist wie Wasser in ihr Inneres gedrungen und wie Del in ihr Gebein (Ps. 108, 18). Wie furchtbar wirkt oft dieser Fluch sich aus in solchen Familien! Da ziehen oftmals statt der Kinder, die man nicht wollte, finstere Mächte wie Rachegeister ein: körperliches Siedtum, Geistes- und Gemütskrankheit, eheliche Zerwürfnisse, die Qualen des bösen Gewissens, und auf dem ganzen Familienleben lastet schwer die schwarze Wolke des Fluches — des Fluches des Todssünde.

Es ist für uns Bischöfe heilige Pflicht, das Unrige zu tun, damit dieser Fluch nicht noch tiefer eindringe in unser Volk. Welch hohe Güter stehen hier in Gefahr: die Heiligkeit der Ehe, die Ehre des Mannes, die Würde der Mutter, die Gesundheit der Familie, das Recht des Kindes, sogar sein Recht auf Leben, das Wohl des Volkes und die Zukunft des Vaterlandes.

Darum erheben wir laut unsere Stimme und ermahnen und beschwören im Namen unseres Herrn Jesus Christus alle Eltern und Eheleute: haltet heilig die Ehe in allem; bleibt treu Eurer ehelichen Pflicht; nehmet sie auf Euch starkmütig und opfermütig und in unerschütterlichem Gottvertrauen; laßt Euch nicht von ihr abbringen, nicht durch süßehafte Vorpiegelungen, nicht durch schlechtes Beispiel, nicht durch die böse Lust des Fleisches. Gedenket der ernststen Mahnung des Apostels: Ehrbar sei in allen Stücken die Ehe und das Ehebett unbesleckt, denn die Unzüchtigen und Ehebrecher wird Gott richten (Hebr. 13, 4).

Sollten aber einzelne, betört vom bösen Geist der Zeit, der Versuchung erlegen und abgeirrt sein auf die Wege der Hölle, die bitten und beschwören wir mit den Worten der Schrift: Tretet heraus aus ihrer Mitte und sondert Euch ab von ihnen, spricht der Herr, und Unreines berühret nicht, so will ich Euch annehmen und will Euer Vater sein und Ihr sollt mir Söhne und Töchter sein, spricht der Herr, der Allmächtige (2. Kor. 6, 17). Kehret zurück zu Eurer Pflicht, bringet würdige Früchte der Buße, und der Fluch wird von Eurem Hause weichen und Gottes Segen auf ihm ruhen.

Wenn aber, was Gott verhüten wolle, katholische Eheleute so verstockt und verblendet wären, daß sie dem göttlichen Gebote den Gehorsam verweigern, unserer Mahnung Ohr und Herz verschließen und auf solchen bösen Wegen weiterwandeln, so mögen sie wissen, daß sie dadurch sich selbst vom Empfang der hl. Sacramente ausschließen; denn solange sie in ihrer Sünde verharren, können sie der Losprechung nicht teilhaftig werden.

(Fortsetzung folgt.)

## Für die lieben Erstkommunikanten.

Lenchens Geschenk.

Die Zeit der Vorbereitung auf die erste heilige Kommunion war wieder gekommen, und der Unterricht hatte längst begonnen. O wie viel fromme Lehren und Ermahnungen ließ der gute Pfarrer des Dorfes da an die Kinder ergehen! Das waren dann ebenso viele Gnaden, mit welchen Gott an ihr Herz klopfte und sie einlud, dieses zum Empfang des großen Königs auszuschwücken. Eines Tages redete der Herr Pfarrer lange und ausführlich von der Abtötung, welche auch ein Kind ausüben könne und müsse, um für die begangenen Fehler und Sünden Buße zu tun; von den kleinen Opfern, welche es sich auferlegen solle, um den Herrn im Sacrament der Liebe ein Festgeschenk entgegenzubringen und ihm die eigene Liebe auch durch die Tat zu beweisen.

Unter den Kommunionkindern befand sich damals das Lenchen, ein flatterhaftes, flüchtiges Ding, das seinen Eltern und Lehrern bisher wenige Freude, aber desto mehr Kummer und Sorgen gemacht hatte. Dieses Kind wurde von den eindringlichen Worten des Pfarrers plötzlich bis ins

innerste des Herzens getroffen, denn böse war das Mädchen eigentlich nicht, nur sehr leichtsinnig und unbedonnen.

Ganz nachdenklich kam Lenchen an diesem Nachmittag aus dem Kommunionunterricht nach Hause, und am Abend beim Schlafengehen sagte sie mit geheimnisvoller Miene zu ihrer Mutter: „Mutter, ich möchte Dich um etwas bitten. Nicht wahr, Du wirst es mir gewähren? Es fällt mir allerdings schwer, es Dir zu sagen, doch weiß ich gewiß, daß der liebe Gott mir den Gedanken eingeeben hat. O, bitte, bitte, schlage es mir nicht ab!“

Die Mutter lächelte. „Aber, liebes Kind, was ist das denn? Du mußt mir dein Anliegen erst nennen, ehe ich etwas versprechen kann.“

„O Mutter, bedenke, der liebe Gott will es ja!“

„So? Nun, wenn der liebe Gott es wirklich von dir verlangt, dann darfst deine Mutter es dir auch nicht abschlagen.“

„Siehst du? Es ist nur so schwer, Mütterchen, ach, beinahe zu schwer! seufzte Lenchen.“

„Nein“, erwiderte ihre Mutter entschieden, „was der liebe Gott von uns begehrt, das ist nie zu schwer für uns, denn er ist immer bereit, uns dabei zu helfen.“

„Ja, Mutter, aber ich glaube für Dich ist es vielleicht noch schwerer als für mich.“

Lenchens Mutter lächelte wieder.

„Das kleine Mädchen bildet sich wohl ein, es sei stärker als ich“, sagte sie, scherzend mit dem Finger drohend. „So laß denn hören, was von mir verlangt wird.“

„Es handelt sich darum, Mutter, daß Du mir nicht mehr den Willen tust, daß Du mir öfters etwas, was mir Freude macht, verläßt. Zum Beispiel, wenn ich dich einmal um eine Süßigkeit, um ein Bergkäselein bitte oder was Schönes gekauft haben möchte, so schlage es mir rundweg ab. Und so oft ich Tadel verdiene, erpäre ihn mir nicht, selbst in Gegenwart von anderen, ja, strafe mich ohne Rücksicht, wenn ich wieder einen meiner dummen, unbedonnenen Streiche gemacht habe.“

„Aber warum das, mein Kind?“ fragte die Mutter erstaunt. „Du warst doch sonst gleich so verdrossen, wenn dir das Geringsste verweigert wurde und schlugst jede Warnung und Strafe in den Wind. Wie kommst du nur zu einer solchen Bitte?“

„Weil ich gern etwas für den lieben Gott leiden möchte, den ich so oft beleidigt habe. Der Herr Pfarrer sagt: jeder Mensch habe die Pflicht, sich zu überwinden, und abzutöten, namentlich wir Kommunionkinder. Und da möchte ich dem lieben Heiland gern dann und wann eine kleine Unannehmlichkeit opfern, um ihm wohlgefällig zu werden, ehe er zu mir kommt. Ich will also nicht mehr so leichtsinnig sein oder gar böse werden, wenn du mich zurechtweist, nicht mehr so wild umherlaufen, wenn du es mir verbietest, mich nicht über jede Kleinigkeit beklagen, kurz, liebe Mutter, ich will jetzt ganz anders werden“, sagte Lenchen indem sie sich erröthend in die Arme ihrer Mutter warf und ihren Kopf an deren Schulter schmiegte.

Da nahm die Mutter die Hände ihres mutigen Kindes in die ibrigen, küßte es auf die Stirne, hob ihre Augen zu dem an der Wand hängenden Kreuzifix und betete im stillen: „O, lieber Gott, ich danke Dir!“

Laut aber sagte sie: „Gewiß, Lenchen, ich will das alles so machen, wie du da vor schlägst.“

Und dann kamen die Tage der Probe für unser Lenchen; doch muß ich zu seiner Ehre gestehen, daß es sie gut bestand, ja viel besser, als man nach dem bisherigen Verhalten des Kindes hätte denken sollen.

Als es nach einigen Wochen zum ersten Male zum Tisch des Herrn hintrat, da konnte es dem teuren Heiland für all seine Liebe und Güte auch etwas schenken, nämlich einen Strauß von kleinen Ueberwindungen und Entbehrungen, der duftender und unverwelklicher war als alle Blumen dieser Erde.

Meine lieben Kommunionkinder, gehet hin und tuet desgleichen!